

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 5

Artikel: Damals...
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Japanische Feuerwehr

Keine Maskerade, sondern eigenartige Arbeitszeichen der japanischen Feuerwehr. Selbst bei den schwersten Brandfällen achtet der japanische Feuerwehrmann darauf, daß diese Zeichen mitgebracht und aufgestellt werden. Das Bild wurde während des großen Warenhausbrandes in Tokio aufgenommen Aufnahme A. P.

DAMALS . . .

Erzählung von Emil Schibli

I.

Als ich gegen Abend über den Bahnhofplatz ging, seit langer Zeit wieder einmal — die Stadt ist mir fremd geworden, ich besuche sie nur noch selten —, bemerkte ich eine dichtgedrängte Gruppe von Leuten, welche durch irgendeine Nachricht, irgendein Vorkommnis aufgeregt zu sein schienen. Der Neugierde, die mich zu ihnen hinstieg, nicht widerstrebend, erfuhr ich den Grund ihres Eifers: ein Fußball-Länderspiel war ausgetragen worden, und unsere Nationalmannschaft hatte über einen gefürchteten Gegner den Sieg errungen. Nun hätte ich also wieder weggehen können, aber es interessierte mich, noch ein wenig in den Gesichtern dieser jungen Menschen zu lesen. Ich sah, wie die Nachricht von dem heute nachmittag vollzogenen sportlichen Ereignis auf ihren Gesichtern eine Art von Feierlichkeit auslöste; ich hörte, wie sie den Namen unseres Torhüters mit Inbrunst aussprachen, mit zärtlich geöffneten Lippen, als wäre es der Name einer Geliebten.

Ich weiß nicht, warum ich plötzlich an Rena dachte. Seit Jahren hatte ich ihren Namen und die ihn trug, vergessen. Nun aber waren die einst so süßen Laute von mir ausgesprochen worden, sie berauschten mein Herz mit einer ungeahnten Heftigkeit, und das Bild eines geliebten Mädchens, das jetzt Gott weiß wo sein mochte, strahlte mich an wie am ersten Tag.

Ueberfallen von diesem inneren Gesichte, verließ ich den Platz und die begeisterten Jünglinge. Kein bestimmtes Ziel vor mir, traumwandelnd fast, sah ich mich vom Gebälk einer alten Brücke umgeben, blickte über die hölzerne Brüstung hinab in den rauschenden, schaumig-

grünen Strom, der hier über ein kleines Wehr fällt und blieb lange da stehen. Wenige Menschen nur gingen über die Brücke, obgleich in der Nähe, nicht mehr als ein paar hundert Schritte entfernt, das Leben der immer größer, immer turbulenter werdenden Stadt vorüberlärmt, Trambahnen mit ihrem Geschelle, Automobile mit ihren Hupen.

Doch war dies alles von dem zauberhaften Rauschen des Flusses übertönt, fand den Weg zu meinem Gehör nur wie aus weiter Ferne und machte die magische Verwandlung, in der ich mich noch immer befand, nur um so geheimnisvoller.

Ich sah mich als Jüngling über diese selbe Brücke gehen. Viele Male hatte ich über diese Brüstung hinab gesehen, zuweilen singend vor großem Glücke, doch nicht selten auch todessüchtig den lockenden Stimmen des gischtenden Wassers lauschend und nur mit Mühe mich losreisend, um den alltäglichen Weg dann trübsinnig, als ein vom Schicksal Getroffener nach Hause zu gehen.

Rena!

Ich war damals, als ich sie zum erstenmal sah, noch ein sehr junger Mensch. Unruhig von mancherlei Träumen und Schnüchäten, einem Brandstoffe ähnlich, welchen ein geringer Funke entzünden wird, so stand ich da und sah das Mädchen an. Als wir uns die Hände gaben, ging ein leises Erbeben durch uns hindurch, durch uns beide. Es war wie ein Erschrecken darüber, daß wir einander verfallen seien.

Eines Abends im Büro hinter dem Ladengeschäft blieben wir, als die Andern schon fortgegangen waren, noch zurück, vermutlich um eine Arbeit fertig zu machen.

«Ich mache aber gleich Schluß», rief ich zu Rena hin-

über, «dann gehe ich davon und schließe Sie über Nacht hier ein!»

«Ach», rief Rena zurück, «was sind Sie für ein ungehobelter und einfältiger Bursche! Bin ich ein so garstiges Mädchen, daß Sie lieber alleine davonzotteln?»

Nun ja, ich war ein junger Hund, tolpatschig, ein Hans im Glück, kein Zauberer und Draufgänger. Hatte Rena mir soeben gesagt, daß ich sie begleiten dürfe?

Sie muß gesehen haben, wie ich blaß wurde vor Erregung, sie muß gespürt haben, wie ein hilfloses Ermatten über mich kam. Sie stand auf einmal neben mir.

«Lieber», sagte sie leise. «Du Lieber!»

Sie nahm meinen Knabenkopf zwischen ihre schmalen, kühlen Hände und küßte mich. Ich schloß die Augen, ich spürte ihre Lippen, ihre wie eine tauige Frucht feuchten Lippen auf meinem Munde. Ah, ich hätte mich gerne töten lassen, wenn jemand jetzt zu mir gesagt haben würde: Du mußt für diesen Kuß sterben!

«Komm», sagte Rena.

Wir gingen an den See. Wir fuhren Boot. Die Türme und Häuser der Stadt verwandelten sich, wurden zu Schatten, standen schwarz vor dem brennenden Himmel. Lichter flammten auf, Laternen in den Straßen, Lampenschein machte die Fenster hell. Grünlich leuchtete am verblässenden Himmel die schmale Sichel des Mondes. Lärm klang wie leichtes Trommeln von der Stadt herüber. Eines der kleinen Dampfschiffe, Schwalben nennt man sie in der Stadt und an den Dörfern am See, fuhr munter zischend an uns vorüber. Die Lichter in der Kajüte spiegelten sich im stillen, dunklen See; es sah aus, als zöge das Schiff einen Kamm aus Licht durch die Wasserflut. Die Zahl der kleinen Boote vergrößerte sich.

(Fortsetzung Seite 147)

Hier und dort wurde gesungen. Einige sangen zusammen, zwei- oder dreistimmig, andere allein. Manche sangen vor Lebenslust, andere sangen vor Traurigkeit und um nicht zu schluchzen. Rena und ich, wir schwiegen. Wir sahen einander an. Ich ruderte. Plötzlich entdeckte ich an Renas Hand, an ihrer linken Hand, die ihr im Schoße ruhte, einen Verlobungsring. Rena sah es. Sie saß vor mir mit einem schmerzlichen Lächeln. In die dunkler werdende Nacht, deren Himmel sich jetzt mit Sternen bedeckte, klang Renas Stimme leise klagend wie ein Lied in Moll.

«Ich liebe ihn nicht, du. Ich liebe dich, ich liebe nur dich. Aber ich kann mich von ihm nicht lösen. Ich habe mich ihm versprochen. Ach, du wirst es nicht begreifen. Du bist noch so jung. Du bist noch fast ein Knabe. Komm, küsse mich!»

Da ließ ich die Ruder fallen, sie schleiften mit leise glucksendem Geräusch neben dem Boote her. Ich kniete vor Rena, ich gab ihr meinen Mund und trank ihren Kuß still und traurig, wie einen Kuß mit Todeswein. Ich legte meinen Kopf auf das weiche Kissen ihrer geschlossenen Schenkel, Renas tröstende Hände strichen mir kosend übers Haar. Ich nahm mich zusammen, um nicht laut zu heulen, um kein Kind zu sein, dem ein Schmerz zustieß. Meine Tränen tropften demütig in ihren Schoß, wobei mir, meinen Schmerz weit übertreffend, Wärme und Duft ihres nahen Leibes unbeschreibliche Wonnen bereiteten.

II.

Das Haus des Buchhändlers Zellweger, bei dem ich arbeitete, ein Bau aus dem 18. Jahrhundert, schien für Liebhaber wie gemacht. Es gab da halbdunkle, unübersichtbare Winkel, Nischen und Treppen, wie man sie auf den Pastellen und Kupferstichen der galanten Zeit dargestellt findet, und wenn einer in diesem Hause eine Liebste hatte, dann fand sich auch immer die Gelegenheit, mit ihr rasch einen Kuß zu tauschen und den öden Tagesablauf eines Angestellten lebenswerter zu gestalten. Im übrigen war ich allerdings kein Schäfer in der Liebeslaube, vielmehr ein armer Liebeskranker, dem alle Vernunft abhanden gekommen ist. Man kann sich vielleicht vorstellen, wie mir zumute war, als ich an einem Samstagabend, gegen den Herbst hin, einen jungen, scheidigen Offizier eine Treppe des Zellwegerschen Hauses emporsteigen sah. Ich wußte, dieser Mensch war Renas Bräutigam. Der Teufel richtete es so ein, daß Rena zufällig auch des Weges kam und ich mußte mit ansehen, wie sie ihrem Verlobten mit einem einzigen, jubelnden Schwung in die Arme flog. Ich schlich mit einem Gefühle, als wäre ich von vielen Pfeilen durchbohrt und müßte nun alsbald den Geist aufgeben, an den Umschlungenen vorbei, zurück in den Laden. Hier erst kam mir wieder zum Bewußtsein, daß ich einen Herrn bedienen sollte, der da stand und darauf wartete, daß ich ihm ein Buch, welches er wünschte, herbeibringe. Ich versuchte, mich meines Auftrages zu erinnern, aber durch die fatale Begegnung vorhin auf der Treppe war mir der Kopf so wirr geworden, daß ich durchaus nicht mehr wußte, was der Mann haben wollte. Kalten Schweiß auf der Stirne, mit einem zerrissenen Lächeln, das ich förmlich, auch wenn ich nichts davon sehen konnte, auf der Haut spürte, trat ich demütig vor den Kunden hin und bat ihn, mir seinen Auftrag zu wiederholen.

Der Kunde sah mich verdutzt an, nannte mir den Buchtitel noch einmal und Herr Zellweger, Inhaber der renommierten Firma Zellweger & Cie., schoß mir hinter seinem Pulte hervor einen vernichtenden Blick zu.

Unterdessen war Rena mit ihrem Verlobten verschwunden. Aber bei Gott: eine halbe Stunde später, nachdem Zellweger mir inzwischen den Kopf gewaschen hatte und ich mir ingrimmig und wehmütvoll zugleich vorstellte, wie sie jetzt mit ihrem Offizier kokett und viele Blicke auf sich ziehend durch die Bahnhofstraße promenierte, stand sie atemlos vor mir: «Ich muß dir noch schnell einen Kuß geben! Ich habe Konrad angeschwindelt, er wartet auf mich!»

Sie warf mir ihre Arm um den Hals, riß mich an sich, küßte mich ungestüm und war schon wieder fort.

Als dann endlich Feierabend geworden war und ich mich davonmachen konnte, fuhr ich mit der Elektrischen den Berg hinauf, durchstriefte hernach schmerzlich-selig alle Wege, die wir miteinander schon gegangen waren, und am Ende kam ich in den Wald auf der Höhe und zu der stillen Bank, auf welcher wir zu sitzen pflegten an den Abenden, wo Rena mir gehörte. Doch machten die feierliche, herbstliche Schönheit der Nacht, das Lichtgewoge unten in der Stadt, das ferne Rauschen und meine Einsamkeit mich nur noch unglücklicher, der Schmerz kam nicht wie damals im Boot auf dem See gleichsam wie ein rieselnder Regen über mich, sondern wie eine dammbrechende Flut, ich gab mich einem verzweifelten Weinen hin, einem würgenden Schluchzen schließlich, welches mich zu ersticken drohte. Aber nach einer Weile wurde mir doch ein wenig leichter, die Tränen versickerten langsam, ich ergab mich in mein Geschick und hatte das Gefühl, daß es auf der weiten Welt einen so armen Menschen wie mich nicht mehr gebe. Ich trotzte dann der Stadt zu, strich noch eine Stunde dem See entlang, scheu an den auf den Quaiänken kauern und umschlungenen Liebespaaren vorbei und machte,

meiner zügellosen Streiferei plötzlich überdrüssig, daß ich nach Hause kam.

III.

Oft schien es, Rena spiele mit mir oder wolle, irgendeine heischende Gier zu sättigen, zwei Eisen zugleich im Feuer haben. Doch war sie nicht das, was mir die Kinoleinwand später als einen Vamp zeigte, nicht die kalte, herzlose Weib, welches, um ein wenig Wärme in sich zu spüren, vom Blute anderer leben muß. Nein, dazu war Rena zu herzlich, zu aufgeschlossen und naiv. Sie schien wirklich keine Ahnung davon zu haben, welche Höllenqualen sie mir bereitete, wenn sie mich beispielsweise abends durch die Stadt schleppte, vor allen Schaufenstern mit Brautausstattungen stehen blieb und mit einer kindlichen Freude fragte, ob mir diese Leibwäsche hier, jenes Tafelgeschloß dort, oder gar das Doppelschlafzimmer da gefalle und ob ich in der Meinung sei, sie müßte diese Dinge ihrem Ehe-Inventar einfügen. Es war ungefähr so, als ob man einem zum Tode Verurteilten das Glitzern des Fallbeils in der Morgensonne als etwas Hübsches und Harmloses zeigen würde. Seltsamerweise brachte ich die Kraft nicht auf, gegen diese Vorführungen zu protestieren, ich wollte Rena die Freude nicht verderben, nahm das Opfer auf mich und ging mit. Ich bekam ja dafür immerhin auch manches liebe Wort zu hören und ich erhielt, wie ein braves Kind, jedesmal bevor wir auseinandergingen, Zärtlichkeiten und Küsse geschenkt. Ach, und was blieb mir denn sonst, außer diesen kargen Abendstunden? An den Sonntagen war ich allein. An den Sonntagen gehörte Rena ihrem Bräutigam.

Um meiner dumpfen und schwülen Traurigkeit zu entkommen, um das bohrende Gift der Eifersucht sozusagen auszuschwitzen, begann ich zu wandern. Ich hatte keinen Freund, ich hatte keinen Hund, ich hatte niemanden, der mit mir kam. Allein ging ich irgendwo über eine lichte, herbstbunte Waldhöhe, lag auf Wiesenhügeln unter der sanften Bläue des Septemberhimmels und sah, überquellend von Sehnsucht, die tausend Acker- und Wiesenengen an und die Waldstücke bergauf und bergab. Und immer wieder schimmerte zwischen den Stämmen einer Waldlücke durch oder über einen Hügelsum hinweg die blauweiße Pracht des fernen Hochgebirges.

Ich begann auch auf das wechselnde Spiel des Lichtes zu achten, sah nun zum erstenmal den zierlichen Bau eines Grases und das lächelnde Antlitz einer Feldblume, kurz, ich begann die Natur aus ganzer Seele zu lieben und wurde ihr frommer Anbeter. Innig hingeeben wie ein Mönch, unternahm ich den Versuch, meine sündhafte Liebe zu Rena von mir abzuwerfen, es gelang auch manchmal. Ich wurde dann auf eine gute und reine Weise froh und es konnte vorkommen, daß ich, ledig aller Betrübnis, in einer schwebenden Heiterkeit dahinging, zart umrauscht von der unbeschreiblich süßen Musik eines Ahnends.

Einmal, gegen Abend, als die Nebel aus den Gründen krochen, Himmel, Wald und Weite dunkelten und aus dem Kranze von Obstbäumen der Lampenschein eines nahen Dorfes da und dort hervorblinzelte, als hoch über den Föhrenwipfeln, unter denen ich stand, erste, blaßgrüne Sterne funkelten, nahm ich mein kleines Schreibbuch aus der Tasche und schrieb, mühselos fast, als ob einer mir's vorsagte, ein Abendlied.

Ueber allen Wäldern steht nun der Abendschein.
Müde schläft ein leiser Wind in den Wipfeln ein.

Weißer Wolken ziehen fern in den Himmel fort,
Und ein Erdenlichtlein blinkt da hier und dort.

Meine Seele hat sich ganz stille aufgetan,
Diesen süßen Frieden nun dürstend zu empfangen.

Ueber allen Wäldern steht goldene Sternpracht,
Und wir wünschen, Gott und ich, leis uns gute Nacht.

Als ich aus meiner wundersamen Versunkenheit erwachte, gleichsam aus einem anderen Leben in dieses zurückkehrte, sprach ich die Verse leise und feierlich in die Waldstille hinein, dann lauter und schließlich sang ich mein schönes Lied in einer jubelnden, selbsterfundnen Melodie, dann in einer neuen und so fort und schritt wie ein Sieger durch den Wald dahin. Und mein Glück nahm immer noch zu und wurde zu groß und zu schwer für mich allein und ich begann zu laufen, zu rennen, um einen Menschen zu finden, mit dem ich es teilen könnte.

Als ich nun darüber nachdachte, wer dieser Mensch denn sein möchte, fiel mir Herr Meili ein. Ja, ihm am ehesten würde ich mein Gedicht sagen dürfen. Herr Meili war früher mein Lehrer gewesen und er war es wohl auch, der mir die Liebe zu Dichtern und Büchern eingepflanzt hatte; seine Art, wie er uns Schülern von Poesie sprach und wie er zu rezitieren pflegte, habe ich heute noch nicht vergessen. In solchen Stunden wuchs Herr Meili, der sonst nichts Besonderes an sich hatte, gleichsam über sich selber empor, sein Gesicht veränderte sich, seine Augen bekamen eine seltenen Glanz und aus dem gewöhnlichen Volksschullehrer wurde auf einmal ein Sänger, ein Seher. Ich begriff den Sinn dieser Gedichte nicht immer, aber mein Herz war verzaubert und heilige Schauer der Ergriffenheit durchfuhren und überauschten es wie der Wind einen Baumwipfel.

Zu diesem Manne also wollte ich gehen, und ich ging, und war spät am Abend in Seewil, klopfte an die Tür von Meilis Wohnung und las ihm, halb schüchtern und halb wie im Rausche mein Lied vor. Und er hörte mir zu und sagte: «Noch einmal, langsam.» Und dann trat er auf mich zu, gab mir die Hand und sagte feierlich: «Das ist ein Geschenk Gottes, Herr Dichter. Ich ziehe den Hut ab vor Ihnen.»

Als die kleine poetische Feier vorbei war, bekam ich von Frau Meili Kaffee, Brot, Butter und Eingemachtes. Ich aß mit Lust, sagte den guten Leuten bald darauf gute Nacht und schritt wie ein Sieger und heimlicher König der schönen Seestraße entlang gegen die Stadt hin.

IV.

Ich war töricht genug zu hoffen, Rena würde nun, ohne noch lange zu zweifeln, ihren Haudegen preisgeben und endgültig mir, dem Dichter, sich zuwenden. Hatte ich nicht Ruhm und Ehre zu erwarten? Würde mein Name nun nicht bald im ganzen Lande genannt werden? Und die illustrierten Zeitungen würden mein Bild bringen (und auch Renas Bild), die Theater meine zukünftigen Dramen aufführen, der Lorbeer meine dunklen Locken schmücken. Was war dagegen schon so ein Oberleutnant! Es gab Tausende seiner Art, mich aber, den Dichter, gab es nur einmal. Müßte das eine Frau nicht locken?

Aber schon der nächste Morgen, ein grauer Montagmorgen, warf mich gründlich aus meinem Luft- und Dichterschlosse hinaus. Ich hatte Rena mein Gedicht schon gleich in der Garderobe heimlich zugesteckt und sobald sich eine Gelegenheit bot, suchte ich sie auf, um mich von der Wirkung meiner Gabe zu überzeugen. Aber Rena sagte kein Wort davon. Ich sah, daß sie sehr blaß war und dachte, es hätte sie überwältigt. Nein, ihre Blässe hatte eine andere Ursache. Sie sagte: «Du, morgen geh ich hier weg. Im November heirate ich.»

Ich weiß von diesem Tage nicht mehr viel, ich glaube mich zu erinnern, daß er schrecklich war.

Am Abend nahm ich von Rena Abschied.

Ich beschwor sie, den andern (den sie, wie sie mir immer wieder gesagt hatte, nicht liebe) aufzugeben und auf mich zu warten. Ich würde schon auch etwas werden in einigen Jahren; jetzt freilich sei ich nichts als ein kleiner Angestellter, aber, bei Gott, ich würde es zu etwas bringen, ich würde — — —

Rena lächelte unter Tränen. «Nein, Lieber. Das alles ist unmöglich. Du weißt ja nichts vom Leben, du Kind. Es war schön mit dir. Ich habe dich sehr geliebt. Jetzt muß ich gehen. Leb wohl!» — — —

Ich kam erst gegen den Morgen nach Hause, zerwühlt, mit beschmutzten Kleidern, halb irrsinnig. Als ich nach drei Tagen wieder ins Geschäft ging und mich beim Chef zur Stelle meldete, schien mir, er verziehe spöttisch die Lippen. Aber er hielt den Mund, er machte keine Anspielungen; ich weiß nicht, ob er genügend Witterung besaß, um herauszuspüren, daß ich ihm an den Kragen gegangen wäre, wenn er mich gefoppt haben würde. Aber er hielt den Mund, er sagte nichts, er sagte nur, ob es jetzt wieder ginge. Ja, danke.

Ich warf mich in die Arbeit, wie ein Schwimmer ins Wasser. Wie ein Schwimmer, jawohl, ich wollte, verdammte nochmal, im Elend nicht ersaufen! Die drei Tage waren wie ein Sturm über mich dahingefahren. Alles Weiße und Schwächliche war von mir abgefallen, ich war älter, ich war ein Mann geworden.

Leb wohl, Rena, leb tausendmal wohl und viel Glück, aber ich habe nicht mehr die Absicht, deinetwegen kaputt zu gehen, nein, die Brüstung auf der alten Holzbrücke wird für mich keine Gefahr mehr sein. Du hast dir den Herrn Offizier gewählt, du hast deine Liebe für ein bürgerlich bequemes Dasein drangegeben, du hast mich, letzten Endes, mitten auf der Strafe stehen lassen. Also adieu, leb wohl, geh zum Teufel, schöne Schwarzhaarige, duftende Braunhäutige, verführerisch Heißblütige! Ich will es nicht leugnen: du hast dich wie eine Angel in mein Herz eingehakt und es tut mir noch weh. Aber ich kann um deinetwillen nicht ewig in Tränen ausbrechen, Rena, du wirst es begreifen. Strich drunter, Schluß!

Dann, als die Wunde schon ein wenig am Vernarben war, riß sie plötzlich wieder auf, klappte und blutete. Am 6. November 1910 abends, etwas nach sieben, ging ich über den Münsterplatz. Da kam eine Hochzeitsgesellschaft dahergefahren, sechs oder sieben Kutschen. Die Kutschen fuhren dicht an mir vorüber, ich sah so hin und sah die Leute in den geschlossenen Wagen sitzen (ich glaubte, die Wagen waren erleuchtet) und die Braut in weißer Seide saß am Fenster, klopfte an die Scheibe und nickte mir zu, und einen Augenblick lang sah es aus, als würde sie den Wagenschlag öffnen und herausspringen wollen. Ich weiß nicht, vielleicht war es nur eine Sinnestäuschung. Es sprang niemand heraus und der Wagen fuhr weiter, die Pferde gingen im Trabe, und die Brautkutsche hielt auf der andern Seite des Platzes vor der «Meise». Die Fenster oben im großen Saal strahlten von Licht. Die Hochzeitsgäste drohten, ehe sie im Portal des Gasthauses verschwanden. Auf dem Platze war es dunkel und kühl, der Novemberwind blies. Und ein Mann, ein armer Teufel, sozusagen, ging nach Hause.